

Festgottesdienst am 04.11.2018 (23. Sonntag nach Trinitatis) zum 500jährigen Jubiläum des Marienaltars in der Nikolaikirche zu Korbach.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Predigttext: **Jesaja 40,18-25**

18 Mit wem wollt ihr denn Gott vergleichen? Oder was für ein Abbild wollt ihr von ihm machen?

19 Der Meister gießt ein Bild und der Goldschmied vergoldet's und macht silberne Ketten daran.

20 Wer aber zu arm ist für eine solche Gabe, der wählt ein Holz, das nicht fault, und sucht einen klugen Meister dazu, ein Bild zu fertigen, das nicht wackelt.

21 Wisst ihr denn nicht? Hört ihr denn nicht? Ist's euch nicht von Anfang an verkündigt? Habt ihr's nicht gelernt von Anbeginn der Erde?

22 Er thront über dem Kreis der Erde, und die darauf wohnen, sind wie Heuschrecken; er spannt den Himmel aus wie einen Schleier und breitet ihn aus wie ein Zelt, in dem man wohnt;

23 er gibt die Fürsten preis, dass sie nichts sind, und die Richter auf Erden macht er zunichte:

24 Kaum sind sie gepflanzt, kaum sind sie gesät, kaum wurzelt ihr Stamm in der Erde, da bläst er sie an, dass sie verdorren, und ein Wirbelsturm führt sie weg wie Spreu.

25 Mit wem wollt ihr mich also vergleichen, dem ich gleich sei?, spricht der Heilige.

Wir befinden uns im Übergang – damals schon, liebe Festgemeinde! 1518, als der Marienalter des Franziskanermeisters hier in der Nikolaikir-

che vollendet wurde, war in der Hansestadt noch wenig von dem neuen Wind spürbar, den ein Jahr zuvor Martin Luther entfacht hatte, als er seine 95 Thesen in Wittenberg veröffentlichte. Das Leben und die Frömmigkeit atmeten noch ganz den Geist des späten Mittelalters. Und doch sollte schon wenige Jahre später die Welt vollkommen anders aussehen. Die Reformation fand Anklang bei Fürsten wie beim Volk. 1526 ließ Graf Philipp IV., der hier in Nikolai beerdigt wurde, in der Stadtkirche Waldeck einen lutherischen Gottesdienst feiern und führte damit die Reformation in der Grafschaft Waldeck ein.

Wenn wir so wollen, wurde der Korbacher Marienaltar gerade noch rechtzeitig fertiggestellt, bevor die großen kirchlichen Umwälzungen kamen, die auch das Verhältnis zur Heiligenfrömmigkeit völlig veränderten – und unter den Heiligen besonders die Beziehung zur Gottesmutter Maria.

Ihr ist der Altar gewidmet, der seit nunmehr fünfhundert Jahren allen im Blick steht, die die Nikolaikirche betreten. Das große Mittelbild und die vier Bilder auf den beiden Flügeln zeigen Szenen aus dem Leben der Maria, wie wir sie aus den Weihnachtserzählungen der Evangelien kennen. Der Franziskanermaler malt sie mit einem weiten, blauen Umhang: Maria, die Himmelskönigin. Und ich bin mir sicher, dass sich schon in jener Zeit des Übergangs die Menschen der Faszination der Darstellungen nicht entziehen konnten. Das ist so geblieben. Uns tritt eine andere Welt entgegen: die Welt des Glaubens – damals wie heute.

Mit Bildern hat sich der biblische Glaube stets schwer getan. Das drückt schon das Zweite Gebot in der ursprünglichen Zählung aus: „Du sollst dir kein Bildnis machen“, und das sagt in gleicher Schärfe – mit ironischen Unterton – auch der Abschnitt aus dem zweiten Teil des Jesajabuchs.

Israel hatte in Babylonien seine Erfahrungen mit prächtigen Standbildern und Abbildungen der Gottheiten machen können. Es beeindruckt mich,

wie genau deren Herstellung beschrieben wird: Die Reichen lassen eherne Statuen vergolden und versilbern, und wer dafür nicht genügend Geld hat, lässt das Bild von einem Meister in Holz verfertigen. Auch für Israel, das sich im babylonischen Exil befand, muss der Anblick der Statuen und Bilder faszinierend gewesen sein. Durch sie wurde spürbar und erlebbar, dass die Gottheit wirklich gegenwärtig war.

In der Gottesrede, die Jesaja seinem Volk übermittelt, werden demgegenüber alle Versuche, das Göttliche sichtbar zu machen und die Gottheit in ein menschliches Werkstück einzubringen, nicht nur als vergeblich, sondern als absolut falsch kritisiert. Wie soll Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, der „über dem Kreis der Erde thront“ und gleichwohl mitten in die Geschichte von uns Menschen eingreift – wie soll dieser Gott auch jemals nur dargestellt und damit für den Glauben greifbar werden! Vergeblich und falsch ist das, denn es rührt an Gottes Allmacht und Allgegenwart, ihn in ein menschliches Bild hineinzuzwängen.

Das klingt unheimlich modern, liebe Festgemeinde. Diese Kritik könnte von Menschen stammen, die selbst unserem christlichen Glauben fernstehen. Sie würden sagen: Wenn Ihr schon an einen Gott glaubt, dann aber bitte kein Versuch, diesen Gott auch nur irgendwie mit menschlichen Gesichtszügen und mit Abbildungen in Verbindung bringen! Wenn überhaupt, dann ist Gott doch das Allumfassendste, was überhaupt gedacht werden kann. Jedes Gottesbild ist ein Widerspruch in sich selbst!

Wenn das aber so ist, muss man sich fragen, wieso es im Lauf der vielen Jahrhunderte der Geschichte des Christentums zu solch einem Übermaß an bildlichen Darstellungen der ganzen Heilsgeschichte gekommen ist. In der vergangenen Woche war ich wieder in einer orthodoxen Kirche in Frankfurt. Sie ist vollkommen ausgemalt. Die letzten Bilder werden in diesem Jahr, also 2018, fertiggestellt: ein ganzer Kosmos biblischer Geschichten und Heiligenlegenden. Und es ist ja nicht nur in orthodoxen Kir-

chen so. Manche Barockkirchen erschlagen unsere Sinne geradezu angesichts der Fülle von bildlichen Darstellungen, die auf uns eindringen. Übertritt also die Kirche mit jedem Bild, das sie herstellen lässt, das Zweite Gebot? So könnte man durchaus fragen.

Diese Auffassung hat es immer wieder gegeben – in der Ostkirche ebenso wie in der reformierten Tradition. Wer die geistlichen Bilder auch als Zeugnisse der Kunst- und Kulturgeschichte liebt, wird höchst dankbar sein, dass Waldeck Anfang des 17. Jahrhunderts nicht zur Landgrafschaft Hessen-Kassel gehörte, wo der damalige Landgraf Moritz im Stil einer „Kulturrevolution von oben“ alle Heiligenstatuen aus den Kirchen entfernen und zerschlagen ließ und anordnete, die Bemalungen in der Kirche zu übertünchen. Seither bietet manche wunderschöne gotische Kirche in Nordhessen einen höchst traurigen Anblick: alle Konsolen, auf denen die Heiligen standen, leer; das Altargewölbe nichts als weiß. Die Bilderstürmer glaubten, damit dem Zweiten Gebot Genüge zu tun: Das Christentum sollte um Gottes willen bildlos sein!

Aber durchgesetzt hat sich diese Auffassung nie. Und in den meisten christlichen Kirchen, selbst in reformierten, finden wir inzwischen Bilder. Warum ist das so – und was gibt uns auch vom Glauben her einen guten Grund, die Bilder in den Kirchen auf uns wirken zu lassen?

Die Antwort lautet schlicht und überraschend: Weil Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist! Er ist „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“. So heißt es im Kolosserbrief. Gott können wir nicht sehen. Er ist jenseits von Raum und Zeit. Deshalb gibt es tatsächlich nur relativ wenige Darstellungen Gottes in der christlichen Kunst. Aber umso mehr Darstellungen gibt es vom Leben Jesu – beginnend mit seiner Geburt und endend mit Kreuz und Auferstehung. Und es gibt die Darstellungen der anderen Menschen der Glaubensgeschichte: Bilder von Adam und Eva über die großen Ge-

stalten und Propheten des Alten Testaments bis hin zu den Aposteln und Heiligen. Darunter eben auch und ganz besonders Maria!

Sie alle – das ist die Pointe! – stehen als Vorgänger oder Nachfolger in Beziehung zu Jesus Christus, dem einzigen Menschen, an dem wir sehen können, wer Gott für uns ist. Es geht also bei allen Bildern in den christlichen Kirchen nicht in allererster Linie um die Personen, die dargestellt werden, sondern darum, dass sie uns auf Christus weisen.

So ist es auch mit dem Marienaltar in der Nikolaikirche. Auf den ersten Blick sehen wir vor allem Maria. Aber letztlich sehen wir Maria nur deshalb, weil sie sich hat einbeziehen lassen in die Heilsgeschichte Gottes in seinem Ebenbild Jesus Christus – und das von der Ankündigung ihrer außergewöhnlichen Schwangerschaft links oben bis zur Darstellung ihres Kindes im Tempel von Jerusalem und der Begegnung mit Simeon und Hanna unten rechts. Der Marienaltar, liebe Festgemeinde, ist nach dem Verständnis der Zeit, in der er gemalt wurde, immer auch ein Christusaltar! Maria steht für uns alle: Sie hat als erste Christus in dieser Welt aufgenommen!

So gesehen ist es gut zu begründen, warum sich christliche Künstler nie an das schroffe Bilderverbot gehalten haben, das wir im Zweiten Gebot lesen und das der Prophet Jesaja aus den Erfahrungen seiner Umwelt, die vor Götterbildern überquoll, noch einmal unterstrichen hat. Das Bild steht im Dienst des Glaubens! Es führt uns vor Augen, was uns Worte nur schwer vermitteln können. Und deshalb bin ich persönlich froh darüber, dass in unserer evangelischen Kirche die völlig bildlose Zeit überwunden ist und wir uns bemühen, neue, anspruchsvolle Kunst in unseren Kirchen heimisch werden zu lassen.

Ich weiß durchaus um die Gefahren, die von Bildern ausgehen können – gerade jetzt, wo wir ja fast nur noch mit Bildern und Bildern leben, die uns

tächlich in unendlicher Zahl überfluten. Ich weiß ebenso, dass viele Bilder, die sich uns einbrennen, „gefaked“ sein können. Bilder geben keine Sicherheit – auch nicht im Christentum. Auch der Korbacher Marienaltar nicht. Ob es alles wirklich so war – wer weiß?

Was wir im Umgang mit den Bildern in der Kirche wieder lernen müssen angesichts der vielen Reize, denen unsere Augen ausgesetzt sind, das ist das genaue Hinschauen. Mir geht es ja auch oft so, dass ich etwa im Urlaub eine Kirche betrete, kurz in den Altarraum gehe, mit dem Handy ein Bild von einem sehenswerten Altar mache – und mir dann noch anderes in der Kirche anschau. So aber bekommen wir keine Beziehung zu dem Bild, selbst wenn wir es als Foto mitnehmen.

Die Betrachtung der Altarbilder braucht Zeit. Zur anbetenden Betrachtung und Meditation sind sie verfertigt worden. Dazu laden sie uns ein. Das geht manchmal nicht ohne Erläuterungen, denn wir verstehen die Bildsprache des ausgehenden Mittelalters oft gar nicht mehr. Aber die Erklärungen, die uns zu einem intensiveren Sehen anregen, dienen letztlich nicht der Wahrnehmung des Bildes als Kunstwerk, sondern als Ausdruck einer Glaubensgeschichte, in der auch wir heute stehen. Ihr Sinn ist es, uns in das Bild hineinzunehmen – als Beteiligte und Betroffene. Das ist der Grund, warum sich möglicherweise auch der Franziskaner Maler auf dem Korbacher Altar verewigt hat – 1518 Jahre nach Christi Geburt.

Die einzig sinnvolle Handlung nach solch einer Betrachtung der Altarbilder ist dann nicht das Staunen über die Kunstfertigkeit des Malers, sondern ein Gebet des Dankes, dass der große, über aller Welt thronende, unsichtbar Gott sich uns in Jesus Christus gezeigt hat, dass er Mensch wurde mit allem, was unser Menschsein ausmacht – und dass er zu uns gekommen ist, um uns in seinen Tod und seine Auferstehung hineinzunehmen und uns ewiges Leben zu schenken.

Wenn wir das glauben können, dann sehen wir mehr, als der Künstler damals ausdrücken konnte. Dann sehen wir im Bild – wie in einem Spiegel – uns selbst.

Wir befinden uns im Übergang, liebe Festgemeinde: im Übergang von Christus zu uns. Dazu wurde der Marienaltar 1518 vollendet. Und dazu dient er uns allen auch weiterhin! Amen.

Prof. Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

ekkw.de-Internetservice

© Dieses Dokument ist urheberrechtlich geschützt und elektronisch im Internet abrufbar unter <http://www.ekkw.de>. Bei Fragen zu diesem Dokument wenden Sie sich bitte an die ekkw.de-Onlineredaktion im Medienhaus der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel.:(0561) 9307-124, Fax (0561) 9307-188, E-Mail: internetredaktion@medio.tv